

# Inhalt

7	<b>I. Auftakt</b>
7	Mela und Hela
10	Spurensuche
21	<b>II. Die Welt von früher</b>
21	Die Reiche des Ostens
26	1899–1914. Wie die Zins lebten
48	1914–1918. Wien, der erste Exodus
59	1923–1937. Deutschland
83	<b>III. Der Zweite Weltkrieg</b>
83	Frankreich, neuerlicher Exodus
92	Max und Mela im Auge des Zyklons
99	Das Leben in Pau, bevor Max deportiert wird
108	Ich habe ihm nicht auf Wiedersehen gesagt
115	<b>IV. Das Leben danach</b>
115	Überleben
124	Melas unaufhaltsamer Aufstieg
131	<b>V. Die Achtzigerjahre</b>
	<b>Anhang</b>
137	Melas Haselnusskuchen
138	Literatur
141	Stammbäume
144	Dank

Für Mélinée und Tristan, meine Enkelkinder

*»Enkelkinder sind ein Geschenk Gottes dafür, dass er unsere Söhne und Töchter nicht getötet hat.«*

— Burman (2004)

*»Warum erzählen wir diese Geschichten?*

*Was hat uns hierher geführt?*

*Was wollten wir herausfinden?*

*Zeitlich wie räumlich entlegen, ist dieser Ort für uns Teil einer möglichen Erinnerung, einer Autobiografie der Wahrscheinlichkeit.*

*Unsere Eltern oder auch Großeltern hätten wir hier antreffen können.*

*Der Zufall, zumeist, hat dazu geführt, dass sie in Polen geblieben oder nicht geblieben sind oder verhaftet wurden auf ihrem Weg nach Deutschland, Österreich, England oder Frankreich.«*

— Georges Perec & Robert Bober, *Geschichten von Ellis Island*

# I. Auftakt

## Mela und Hela

Ein-, zweimal im Jahr trafen sie einander in Paris oder London auf eine Tasse Tee, den sie sich nach altem Brauch mit einem Schuss Zitronensaft im Glas servieren ließen. Lachend, weinend tauschten sie sich unermüdlich über längst vergangene Zeiten aus, erinnerten sich dabei an die glücklichen Momente ihrer sorgenfreien Jugend in einer Welt, die es nicht mehr gab, aber ebenso an die qualvollen Ereignisse, durch die es sie, gegen ihren Willen ins Exil getrieben, von ihrem Geburtsort am Rande Europas fort, die eine nach England, die andere nach Frankreich verschlagen hatte. Sie kannten einander seit ihrer Kindheit, hatten sich, getrennt durch zwei Kriege und das Leben selbst, aus den Augen verloren und sich – zufällig? – nach dem Zweiten Weltkrieg wiedergefunden. Waren sie zusammen, sprachen sie Deutsch oder Polnisch – ohne Unterschied.

Zwei Damen, Mela, meine Mutter, und Hela, ihre fünf Jahre ältere Kindheitsfreundin. Ins ausgehende neunzehnte Jahrhundert hineingeboren, hatten sie die Turbulenzen des zwanzigsten mitgemacht und wie durch ein Wunder die Vernichtung der europäischen Juden überlebt. Nachdem so ihre ganze Familie verschwunden war, zogen sie ihre Kinder – jede war Mutter einer Tochter – allein in einer unbekanntenen Umgebung auf, in der sie weder finanziell noch moralisch unterstützt wurden. Dabei bewiesen die beiden Frauen, die bislang kaum auf die Widrigkeiten des Lebens, geschweige denn auf Armut, vorbereitet worden waren, einen unzählbaren Kampfgeist.

Daran gewöhnt, bedient zu werden, statt zu dienen, verdingte sich Hela bei einflussreichen Familien der Londoner Bourgeoisie als Köchin; Mela wiederum bot während des Krieges den Bauern im Südwesten Frankreichs ihr nicht alltägliches kulinarisches Wis-

sen im Tausch gegen Eier und frisches Gemüse an, und dann, als sich das Ende des Krieges und aller Vorräte ankündigte, schlug sie sich als ungelernete Fabrikarbeiterin durch, bis sich in ihrem Leben, spät, aber doch, eine wirkliche berufliche Karriere aufat.

Vierzig Jahre danach fällt es schwer, sich die beiden fröhlichen, lebenslustigen Frauen als Heldinnen einer Zeit vorzustellen, in der sie sich mehrfach nur durch Geistesgegenwart und Mut aus den lebensbedrohlichen Gefahren einer feindlichen Welt befreit hatten. Wer ihnen in den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts begegnete, fand vielleicht, dass es den beiden älteren Damen an Würde fehle, so sehr sprühten sie vor Lebensfreude, so groß war ihre Neugier auf sämtliche Errungenschaften der modernen Welt und so unersättlich ihr Appetit auf tausende Abenteuer, die sie noch erwarten würden. Aber man täusche sich nicht! Auch wenn sie sich schließlich damit abfanden, dass die Hoffnung, ein geliebtes Familienmitglied wiederzusehen, eine Illusion bleiben musste, wenn sie hartnäckig darüber schwiegen, wie unendlich groß der Verlust war, den sie erlitten, so überdauerte ihre Trauer unvermindert.

Nie kommt ihnen ein Wort der Trauer über die Lippen (kann man überhaupt Worte dafür finden?), doch sie ist da, im tiefsten Winkel ihres Herzens verkrochen, eine treue, unverrückbare Begleiterin. Und wenn sie sich bemerkbar macht – wenn Tränen in der Stimme hörbar werden –, so zeigt sie sich nur in Andeutungen, in einer mir unverständlichen Sprache, als gelte es, das Kind um jeden Preis weiterhin zu schützen, das schon lange aufgehört hat Kind zu sein, als dürfe das eigene Leid keinesfalls auf die Kinder übertragen werden. In diesem Punkt bleiben sie unerbittlich: Die Kinder wissen nichts davon, denn wir haben sie gut beschützt. Ab und zu wird eine Bemerkung fallen gelassen, die verrät, dass sie sehr wohl wissen, welch böses Spiel die Geschichte mit ihnen trieb und mit welcher Wucht die Last der Ereignisse den weiteren Verlauf ihres Lebens bestimmte.

»Du warst die Tochter des Stahlkönigs und ich die des Holzkönigs«, sagte Hela eines Tages mit leisem Spott in ihrer Stimme zu Mela. Es lag keinerlei Verbitterung, keine Sehnsucht in ihren Worten, bloß die mit leichter Ironie vorgebrachte Feststellung, dass Zeit vergangen war, die sie von ihrem Lebensanfang trennte,

und dass es ihr Los gewesen war, vom Paradies ihrer glücklichen und sorglosen Kindheit weit hinaus in eine Welt voller Gefahren geschleudert zu werden.

Im ersten Augenblick erschien mir Helas Bemerkung ein wenig albern. Ich achtete nicht weiter darauf, und doch schien sie mir offenbar rätselhaft genug, dass sie mich lange nicht losließ. Erst viele Jahre später verstand ich, was sie bedeutete.

Dafür hatte ich mich diesem Land, das nur noch in Erinnerungen existiert, stellen, mich auf Spurensuche nach meiner Familie begeben müssen, um zu entdecken, dass Hela in radikaler Verkürzung über die soziale Stellung gesprochen hatte, die ihre beiden Familien damals innehatten; sie waren Teil der jüdischen Großbourgeoisie, wie auch Monsieur Schmid, den ich 2006 in Wien traf, mir mit kaum verhaltener Boshaftigkeit zu verstehen gab, als er meinte: »Ach, die Zins, das war eine reiche Familie, sehr reich sogar. Das waren sicher keine Kommunisten!« So versicherte mir dieser neunzigjährige Herr, der aus Tarnów stammte und der in den Zwanzigerjahren, als Student an der Jagiellonischen<sup>1</sup> Universität von Krakau, eine der Zins-Töchter gekannt hatte.

Was für ein weiter Weg seit den frühen Jahren einer goldenen Jugend in jener verschwundenen Welt zurückgelegt worden war! Der Weg, der die eine nach England, die andere nach Frankreich führte, ist gezeichnet von wiederholtem Exil, Irrfahrten, Leid und Hoffnung. So tief ist der Rahmen ihrer Existenz in die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts eingelassen, dass ihrer beider Werdegang nur vor dem Hintergrund der für diese Zeit prägenden Ereignisse und Erschütterungen zu verstehen ist.

Melas Leben erzählen. Aber wie? Als ich alt genug war zu begreifen, bewunderte ich Mela, meine Mutter, für die Art, wie es ihr gelungen war, sich auf der Asche ihres versunkenen Universums ein Leben aufzubauen und dabei kontinuierlich mehr Autonomie und Freiheit zu erringen. Ich kannte nichts oder sehr wenig von ihrer

1 Die Jagiellonen-Universität wurde 1364 unter dem Namen Akademia Krakowska gegründet und ist mit der Prager Karls-Universität die älteste Mitteleuropas. Sie trägt ihren Namen nach der polnischen Königsdynastie litauischen Ursprungs, die über Polen und Litauen herrschte.

Vergangenheit, nur einige Fetzen ihres Lebens, die sie mir zugestand, wenn sie vom Heimweh gepackt wurde. Es schien ihr müßig, den Blick auf eine verlorene Welt zurückzurichten, die bloß in der Erinnerung fortlebte. Andererseits hat Daniel Mendelsohn recht, wenn er sagt: »Der Entschluss, zurückzuschauen ... (dient) nicht nur dazu, das zu suchen, was verloren wurde, sondern auch das, was noch gefunden werden kann.« Ich brauchte Zeit, die Fäden zu finden, sie zusammenzuführen und neu zu knüpfen. Auch wenn ich nicht alles, was ich hier berichte, selbst erfahren habe, so wurde nichts erfunden. Ich erzähle die Wahrheit, wenngleich ein Teil dieser Wahrheit für immer ungenau und rätselhaft bleiben wird.

Ben Zimets Worte aus dem *Märchen der Weisen im Ghetto* mögen den Gedanken verständlich machen: »(Als) der spirituelle Meister Israel Baal Schem Tov, der Begründer des Chassidismus, vor einer schwierigen Aufgabe stand, begab er sich an einen bestimmten Ort im Wald, entzündete dort ein Feuer und meditierte im Gebet. Und was er sich vorgenommen hatte, gelang. Als eine Generation später sein Schüler die gleiche Aufgabe erfüllen musste, ging er zur selben Stelle im Wald und sagte: ›Wir wissen nicht mehr, wie man Feuer macht, aber wir wissen, wie man betet.‹ Und was er sich vorgenommen hatte, gelang. Wieder eine Generation später begab sich der Schüler des Schülers zum selben Ort im Wald, um die gleiche Aufgabe zu erfüllen, und sagte: ›Wir wissen nicht mehr, wie man Feuer macht, wir kennen die Gebete nicht mehr, aber wir kennen noch den Ort im Wald, wo es geschah. Das muss genügen.‹ Und es genügte. Aber noch eine Generation später sagte der Schüler des Schülers des Schülers, als er sich in seinem Schloss in seinen goldenen Lehnstuhl setzte: ›Wir wissen nicht mehr, wie man Feuer macht. Wir kennen die Gebete nicht mehr. Wir kennen den Ort in den Wäldern, wo es geschah, nicht mehr. Aber wir können immer noch die Geschichte erzählen.«

### Spurensuche

Es ist einige Jahre her, seit ich erstmals aufbrach, um »das Land hinter den Bergen« kennenzulernen, jene ausgelöschte Welt, in die meine Eltern hineingeboren worden waren, wo meine Großeltern und davor deren Eltern gelebt hatten. Ich war getrieben

von einer inneren Notwendigkeit, einer unsinnigen Hoffnung, Fragmente meiner Familiengeschichte zu finden. Ich wollte, dass meine Enkelkinder wissen, woher ich komme, welche Welt uns alle hervorgebracht hat. Ich wollte unseren Stammbaum wiederherstellen, von dem ich schon viel zu lange das Gefühl hatte, abgetrennt worden zu sein.

Viele Jahre lang währte ich mich in einem familiären Niemandsland, in dem nur ich und meine Mutter als einzige Angehörige lebten. Die Idee eines Stammbaums war mir fremd, als hätte dergleichen keinerlei Relevanz für mich.

Dies wurde mir erst spät bewusst, als ich mich in den Sechzigerjahren als junge Forscherin für die Mathematik in den Sozialwissenschaften interessierte. Unser Professor wollte uns die Netzwerktheorie näherbringen und bat uns, zur Illustration ihrer Komplexität, alle Verwandten aufzulisten und dann die verschiedenen Beziehungen – chronologisch oder parallel – darzustellen, die uns mit ihnen verbanden. Ich stand wie gelähmt vor einer Aufgabe, deren Lösung mir unmöglich schien, gab es doch nur mich und ... meine Mutter.

Ich hatte keine Familie, keine Vorfahren, auch wenn es das »Foto von Trouville« gab, das 1939 aufgenommen worden war und auf dem ich, umringt von meinen Eltern und Großeltern, sorglos in die Kamera lächelte. Dieses Foto mochte ein sichtbares Zeugnis meiner Abstammung sein, aber es gelang mir nicht, meine Zugehörigkeit daraus abzuleiten, vielleicht, weil die während meiner ersten Lebensjahre zweifellos liebevolle Beziehung zu meinen Großeltern für immer abgebrochen und daher für mich unzugänglich geworden war. Mir scheint, als hätte ich dieses Foto lange gar nicht anschauen können, aus Angst, eine Wirklichkeit begreifen zu müssen, die ich weder annehmen noch benennen konnte: dass all das ausgelöscht war.

Wie Peter Schlemihl, der Held aus Adelbert von Chamisso's Roman, ohne Schatten war, so war ich ohne Familie auch ohne Vergangenheit. War es schmerzhaft? Schwer? Sicher gab es da Momente der Sehnsucht, wenn meine Freundinnen von ihren Ferien bei den Großeltern berichteten, von ihren Spielen mit ihren Cousins und Cousinen. Ich beneidete Sartre, wenn er in *Die Wörter*

von den Stunden in der Bibliothek seines Großvaters schrieb. Die Bibliothek meiner Eltern hatte sich im Laufe der verschiedenen Etappen unserer Flucht aufgelöst, lange bevor ich in einem Alter gewesen war, Arthur Schnitzler, Stefan Zweig oder andere Zeugen des damaligen Mitteleuropas lesen zu können. Ich hatte darüber nichts zu erzählen; wer hätte sich auch für die Irrfahrten meiner Kindheit interessiert?

Meine Mutter hat wohl, sicherlich ohne sich dessen bewusst zu sein, dazu beigetragen, dass diese Distanz nie kleiner wurde, weil sie mir die Trauer und die unheilbare Wunde zu ersparen suchte, die ihr der Verlust ihrer Angehörigen ins Herz gebrannt hatte. Mit derselben unbändigen Entschlossenheit, mit der sie während des Krieges unser Überleben sicherte, sorgte sie danach für unser materielles Auskommen, und es war ihr gelungen, ihre eigene Lebenslust auf mich zu übertragen und mir damit eine »normale« Jugend zu schenken. Ganz bewusst vermied sie es, sich nostalgisch in der Vergangenheit aufzuhalten, und im Gegensatz zu Loths Frau, die sich nach dem in Flammen stehenden Sodom umdreht, bemühte sich meine Mutter, das Vergangene hinter sich zu lassen, und vor allem nicht mich damit in Verbindung zu bringen. Nur selten sprach sie von früheren Zeiten, von der Familie, und wenn sie es tat, dann erzählte sie nicht von »deinem Vater«, sondern viel eher von »ihrem Mann«, nicht von »deiner Großmutter«, sondern von »ihrer Mutter«. Und es war diese Art, mich auf Distanz zu halten, die, auch wenn sie ganz sicher zu meinem Schutz gedacht war, dazu beitrug, die Kluft, und damit das Gefühl fehlender Familienzugehörigkeit, zu vertiefen.

Ob aus Mangel an Interesse oder aus der Sorglosigkeit einer Jugendlichen heraus hatte ich an dieser Situation nichts auszusetzen und fragte nicht weiter nach. Vielleicht war es auch, »weil man eben keine Fragen stellt, weil es für manche Fragen keine Antworten gibt und manche Fragen von vornherein nicht zu stellen sind«, wie einer der Helden aus Amir Gutfreunds Roman bemerkt.

In Wahrheit arrangierte ich mich umso besser mit dieser Situation, als zurückzublicken in den Fünfzigerjahren nicht angesagt war: Im Boom der Aufbaujahre wollte man »Tabula rasa mit der Vergangenheit machen«. Wir hatten außerdem kein Wort, das die



Abwesenheit meines Vaters erklären konnte, kein Wort, um diese unbestatteten Toten zu bezeichnen, die ja nicht als »politische Deportierte« geschichtlich einzuordnen waren. Ohne legalen Status waren sie bis in den Tod hinein inexistent. Es sollte bis zum 16. Juli 1995 dauern, bis Jacques Chirac in seiner Rede Frankreichs Rolle und Beteiligung an der Razzia des Vel'd'Hiv<sup>2</sup> zuzugeben bereit war. Erst im Juli 2000 wurde unter Lionel Jospin beschlossen, den »Waisenkindern der Deportation« eine Entschädigung zukommen zu lassen.

Was für ein Schock, als meine Enkelin, die gerade sechs Jahre alt geworden war, mich eines Tages fragte: »Wie war das mit deiner Großmutter?« Ich hatte zu viel über die Weitergabe von Traumata an nachfolgende Generationen gelesen, um mich mit einer lapidaren Antwort begnügen zu können, wie etwa: »Ich weiß nicht, es war ja Krieg.« Es wäre das Ende einer Kette von Zurückweisungen gewesen, ein endgültiges Verschließen, das Besiegeln der Verschwiegenheit.

Also musste ich erzählen, aber was? Musste die Fäden der Zusammengehörigkeit neu knüpfen, aber wie? Ich konnte es nicht, auch wenn ich Elisabeth de Fontenays Ansicht teile, die in ihren *Actes de Naissance* (Geburtsurkunden) schreibt, dass es wohl immer »Spuren von Wörtern, Speisen, Melodien« gebe, »von denen ausgehend man ein Bild rekonstruieren kann«.

Von meinen Ursprüngen bleibt mir vor allem die süße Sehnsucht nach einigen hauchzarten Aromen auf der Zunge: Meine »Madeleine«, das waren Topfenpalatschinken, *Zwetschkenknödel*, *Ogórki*, diese eingelegten Gurken, die Romain Gary in seiner Autobiografie *La Promesse de l'Aube* (*Erste Liebe – Letzte Liebe*) lustvoll feiert, das *Paprikás* meiner Mutter mit Sauerkraut, die unendlich vielen verschiedenen *Torten*, diese Juwelen der österreichischen

2 Der Begriff »Vel'd'Hiv« bezieht sich auf das »Vélodrome d'Hiver«, eine Radsporthalle in Paris. Dort wurden im Jahr 1940 achttausend Jüdinnen und Juden, davon rund viertausend Kinder, unter unmenschlichen Bedingungen festgehalten, bevor man sie in deutsche Vernichtungslager brachte. Die *rafte du Vel'd'Hiv* bezeichnet die Razzia der kollaborierenden Franzosen, die die Gefangenen im Auftrag der deutschen Besatzungsmacht zusammengetrieben hatten [Anm. d. Ü.].

Konditorskunst, wie auch der *Kaiserschmarrn*<sup>3</sup>, eine rein österreichische Mehlspeise, der ich lange Zeit keine Beachtung schenkte. Die Zubereitung dieser Speisen stellte die Hauptquelle der Erinnerungen dar, die meine Mutter zuließ und weiterzugeben bereit war. So hatte ich also über die Küche meinen einzigen Zugang zu diesem verschwundenen Universum, aus dem meine Eltern kamen. Die Sprache, die damit assoziiert war, blieb das Deutsche, denn bis heute finde ich keine zufriedenstellende Übersetzung, mit der jene Gaumenfreuden evoziert werden könnten, die ich mit *Zwetschkenknödeln* oder *Marillenknödeln*, diesen herbstlichen Köstlichkeiten, verbinde. Und diese Küche, an die ich sehnsuchtsvoll denke, sagt weniger etwas über die jüdische Herkunft meiner Eltern aus als darüber, wie sehr sie in der österreichisch-ungarischen Gesellschaft integriert waren, in der sie sich während ihrer gesamten Jugend bewegten wie Fische im Wasser. Ihnen war die Lektüre von Arthur Schnitzler oder ein Opernbesuch wichtiger als die jiddische Kultur oder die Einhaltung religiöser Riten.

Meine Eltern sind in Galizien geboren, das heißt in dem Teil Polens, der nach der Teilung 1772 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs von Österreich verwaltet wurde. Gleich nach der Geburt meines Vaters im Jahr 1889 verließ seine Familie Galizien aus wirtschaftlichen Gründen und wurde nach einigen Jahren der Wanderschaft durch Österreich-Ungarn in Wien sesshaft. Später emigrierte sie nach Berlin. Die Familie meiner Mutter unterhielt ihrerseits seit Langem enge Beziehungen zu Wien, wohin mein Großvater wie auch dessen Vater regelmäßig aus geschäftlichen Gründen reisten. Das war der Grund, warum meine Großeltern mütterlicherseits während des Kriegs von 1914 bis 1918 bei ihrer Flucht vor der Einnahme Galiziens durch die Russen wie selbstverständlich in Wien Unterschlupf suchten.

Als sich meine Eltern begegneten, lebte mein Vater in Berlin, und nach ihrer Heirat zogen sie nach Kassel, wo ich 1934 geboren wurde. Kassel, die Wirkstätte der Brüder Grimm, war eine Stadt mittlerer Größe (heute wohnen dort etwas mehr als 200 000 Men-

3 Die kursiv gesetzten Wörter – wie hier in der Aufzählung – sind im Original auf Deutsch (bzw. Polnisch) [Anm. d. Lektorin].

schen), und meine Eltern zählten sehr bald zu den Honoratioren der Stadt. Aber sie betrachteten diesen Ort nur als Zwischenstation, ihr eigentliches Ziel war Berlin. Die Machtergreifung der Nazis sollte diesen Träumen ein jähes Ende setzen. Bis zu dem Zeitpunkt lebten mein Vater und meine Mutter in der Überzeugung, die sie mit vielen teilten,<sup>4</sup> dass Juden und Jüdinnen am Ende eines unumkehrbaren Emanzipationsprozesses<sup>5</sup> angekommen waren, mit dem ihre völlige Gleichstellung endgültig erreicht war. Beide waren seit ihrer frühesten Kindheit weit mehr von der mitteleuropäischen Kultur geprägt als von den Traditionen ihrer Vorfahren, deren Erhalt nicht zu ihren primären Interessen zählte, was wohl auch dazu führte, dass sich ihr Bezug zur jüdischen Tradition veränderte, schwächer wurde und die ursprüngliche Bedeutung der Riten in Vergessenheit geriet. Sukzessive verweltlichte die jüdische Identität, wurde von religiösen Inhalten getrennt, wenngleich eine gewisse Anzahl an Spuren erhalten blieb. Manche Dinge wurden vor allem durch die engen Beziehungen, die man mit den älteren Generationen aufrechthielt, dennoch weitergegeben.

Meine Eltern waren durch ein festes Band mit dem Judentum verbunden, sie selbst trugen aber weder das religiöse noch das kulturelle Erbe weiter. »Ich bin Jüdin«, hörte ich meine Mutter immer wieder sagen, ohne dass ich je verstanden habe, welche inhaltliche Bedeutung sie dieser Aussage beimaß.

Ich selbst, die ich unmittelbar aus dieser Assimilationsbewegung heraus entstanden bin, wuchs auf, ohne dass man mir irgendeine lebendige Erinnerung an jüdische Traditionen weitergegeben hatte. Hätte es die Vernichtung nicht gegeben, wäre unser Juden-

4 Die 100 000 Gräber auf dem 1880 errichteten jüdischen Friedhof in Weißensee zeugen vom großen Anteil der jüdischen Bevölkerung in Berlin; und jener Teil des Jüdischen Museums Berlin, der sich mit jüdischem Leben zwischen 1910 und 1930 befasst, zeigt den unglaublich großen Beitrag, den die Juden für den intellektuellen, wissenschaftlichen, literarischen und musikalischen Aufschwung dieser Stadt geleistet haben.

5 In seinem bemerkenswerten Werk *The Pity of it All* aus dem Jahr 2000 beschreibt Amos Elon die Etappen dieses Emanzipationsprozesses im Laufe der zwei Jahre nach der Ankunft von Moses Mendelssohn 1743 in Berlin. Wenn man das Buch aufmerksam liest, erkennt man, wie schwach und vergänglich die Zugeständnisse an die Juden waren.

tum wohl in Vergessenheit geraten, denn dann hätte ich mich nicht aktiv um meine Herkunft bemühen müssen. Unser Familienleben hätte genügend Möglichkeiten für Zusammenkünfte und Austausch geboten, sodass ich durch einfache Osmose gewusst hätte, woher ich komme. Ich kann mir gut vorstellen, dass mir alles, was mit dem Jiddischen zu tun hat, vertraut wäre, vermittelt allein durch die Sprachmelodie meiner Großmutter väterlicherseits, die ihrem Deutsch – wie mir gesagt wurde – diesen besonderen Akzent verlieh, genau wie mir gewisse religiöse Bräuche durch die Familienfeste bei meinen Großeltern mütterlicherseits vertraut wären, die wir gemeinsam in Polen begangen hätten. Über meine Herkunft müsste ich mir keine Gedanken machen, und das Wissen um Traditionen wäre mir erhalten geblieben, auch wenn es wohl, wie das Grinsen der Cheshire-Katze in *Alice im Wunderland*, mit der Zeit in die Ferne gerückt und schließlich ganz verblasst wäre.

Für die assimilierten Juden und Jüdinnen meiner Generation bedeutete die Vernichtung der gesamten oder eines Teils der Familie während des Zweiten Weltkriegs eine radikale Änderung der Verhältnisse, die zu einem unwiderruflichen Bruch mit der Vergangenheit führte. Dass es für uns so schwer ist, unsere Zugehörigkeit zu begreifen, rührt daher, dass wir uns am Scheideweg einer historischen Doppelbestimmung befinden: der Geschichte der Assimilation einerseits und der Zerstörung jüdischen Lebens andererseits. Erstere löste uns aus unserer traditionellen Verankerung, während uns Zweitere, der Auslöschung unserer Vorfahren wegen, den Zugang zur Geschichte unserer Herkunft beinahe unmöglich machte.

Was blieb mir sonst noch vom Erbe meiner Eltern? Eine Muttersprache, Deutsch, die wir eine Zeit lang pflegten, als wir noch vergeblich auf die Rückkehr meines Vaters hofften, von der wir uns aber auch distanzierten, weil sie die Sprache des Feindes war. Nach und nach verlor sie ihre Sinnhaftigkeit, da keiner da war, der sich in dieser Sprache mit uns unterhalten hätte. Es blieben mir einige bunt zusammengewürfelte Dinge, die aus den Wirren gerettet worden waren, Zeugen der gemeinsamen Jahre meiner Eltern, die sie gehabt hatten, bevor die Welt unter der Naziherrschaft in die Luft flog. Leider bleiben diese Relikte ihres damaligen Lebens, ihres Strebens, ihrer Pläne und Ambitionen, deren alleinige

Verwalterin ich für immer bleiben werde, eigensinnig stumm und still, und sie weigern sich, ihr Geheimnis zu lüften und mir damit den Schlüssel zu jener Welt zu überlassen, aus der die Meinigen verjagt worden sind.

Ich habe diese Dinge aus der Vergangenheit aufgehoben, ihnen einen Platz in meinem eigenen Universum eingerichtet, wahrscheinlich aus Treue zu meiner Mutter, die sie nur mit übermenschlicher Anstrengung hatte herüberretten können. Da gibt es den orientalischen Teppich, der die Fußabdrücke meiner Eltern trägt, die Miniaturen in ihrem Elfenbeinrahmen und das prächtige Kinderbuch *Peterchens Mondfahrt*, aus dem mir meiner Mutter vorlas, als ich Kind war, und von dessen Abenteuern ich meinen Enkeln erzählte, während ich ihnen die Bilder zeigte. Aber erst kürzlich begriff ich, dass ich richtiges Erinnerungskapital in Händen hielt, das mir ermöglichte, Dinge zu entdecken, wenn ich nur Verbindung aufnahme mit dieser vergangenen Welt, statt sie abzuschreiben als »nicht mehr existent, außer in Form des Gedenkens an den Genozid« (Sonia Combe, 1997).

Wie aber setzt man diese Momentaufnahmen zu einem Leben zusammen? Wie erzählt man von solchen Erinnerungsspuren? Um diese Gegenstände, die auf den ersten Blick nichts verbindet, zum Sprechen zu bringen, musste ich zuerst den Kontext begreifen, in dem sie funktioniert hatten, den Boden sehen, in den sie eingelassen waren, denn nur so konnte ich meiner Erzählung Stoff und Dichte geben. Selbst die wenigen Fotos, von meiner Mutter sorgfältig aufbewahrt, gaben ihr Geheimnis nicht preis. Die einzige Hoffnung bestand darin, mich auf die Suche nach dem Land meiner Vorfahren zu machen, auch wenn es einem mittlerweile verschwundenen Universum angehörte. Ich musste hoffen, dass sich der Asche dieser zerstörten Welt zumindest einige wenige Geheimnisse entlocken ließen, irgendein Fragment des damaligen Lebens, das wie durch ein Wunder überdauert hätte. Mir schien, dass ich für eine derart archäologische Arbeit nicht gut gerüstet war. Ich zweifelte am Erfolg einer solchen Unternehmung ... Trotzdem musste ich die Herausforderung annehmen.

Diese Reise stellte für mich eine Notwendigkeit dar, etwas, das zu erledigen war, nicht nur weil meine Mutter und meine

Großeltern an jenem Ort geboren worden waren. Was ich damit sagen möchte, ist, dass der Tod die Wahrheit besser zum Vorschein bringt als das Leben. Und so scheint mir, wie Boualem Sansal es ausgedrückt hat, dass »nichts einen Menschen enger an einen Ort bindet als das Grab seiner Eltern und Großeltern«.

Ich war überzeugt, nur Leere und Abwesenheit vorzufinden, und doch stellte sich bald schon die zwingende Notwendigkeit ein, auf den Spuren meiner verschwundenen Familie nach Polen zu reisen. So wurde die Reise zu einer unverzichtbaren Vorbereitung, einer unentbehrlichen Etappe auf dem Weg, die Neugier meiner Enkelkinder befriedigen zu können, wenn sie nach meinem Vater, meiner Großmutter oder anderen Mitgliedern der Familie fragten, die es nicht mehr gab.

Die Zeiten hatten sich geändert, denn seit den Neunzigerjahren, vielleicht noch vor dem Erscheinen von Annette Wieviorkas Buch *L'ère du témoin* (Die Ära des Zeugen) von 2002, gingen wir vom Schweigen zum Erinnern über. Ich bin nicht die Erste, die eine solche Reise in die Vergangenheit unternommen hat: Vielmehr hatte ich den Eindruck, dass zumindest ein Teil meines Umfelds meine Ankündigung, nach Polen fahren zu wollen, als mein »Coming-out« betrachtete. So schreibt auch Cécile Wajsbrot (Mémoires, 2005): »Es war nicht so einfach, loszulassen, sich zu trennen, sich dem hinzugeben, was geschehen konnte. Ich hatte alle mir zur Verfügung stehenden Mittel eingesetzt, um diese Reise, die mir solche Angst machte, geschehen zu lassen, ohne dass sie sich abspielte, stattfinden zu lassen, ohne Wirklichkeit zu werden, was dazu führte, dass alle Fragen, die mich dazu gebracht hatten, die Reise antreten zu wollen, in der Schwebe blieben. Sie schwebten um mich herum, ohne konkret zu werden, ohne jede Antwort.«

Aber die Reise verzögerte sich immer wieder. Ich konnte sie mir nicht ausmalen, war außerstande, sie zu planen oder zu organisieren, bis zu jenem schönen, sonnigen Novembertag im Jahr 2005, an dem ich in Lissabon Hendel kennenlernte, der sich selbst als »polnischer Jude«<sup>6</sup> vorstellte. Er hatte die Vernichtung der Juden überlebt

6 Der Soziologe Zygmunt Bauman, der Polen 1968 aus denselben Gründen wie Hendel verließ, antwortete einem Journalisten auf dessen Be-

und weiterhin in Polen gelebt, von wo er erst während der Antisemitismuswelle der Sechzigerjahre nach Österreich geflohen war. Wenn er von seinen polnischen Jugendjahren erzählte, die Lektüre der polnischen Klassiker erwähnte, glaubte ich meine Mutter zu hören, wenn sie, selten, immer nur kurz, von ihren Jugendjahren sprach. Sie hatten dieselbe Welt geteilt, und wenn er während unserer Gespräche hie und da einen Fetzen Geschichte freilegte, weckte er damit unsichere und bruchstückhafte Erinnerungen, die in mir ruhten, ohne dass es mir selbst bewusst gewesen wäre. Vor allem aber gab er mir damit die Schlüssel, oder zumindest irgendwelche Schlüssel, für die Welt, in der meine Mutter zu Hause gewesen war und zu der ich mir Zugang verschaffen wollte.

Während ich Hendel zuhörte, wie er mit seiner Umgebung polnisch sprach, wurde mir diese Sprache, deren Melodie ich kannte, ohne die Worte zu verstehen, langsam wieder vertraut. Er wurde mein »Sesam, öffne dich!« zu diesem bislang verbotenen und unzugänglichen Land, und augenblicklich war mir klar, dass ich, sollte ich je nach Polen fahren, es gemeinsam mit Hendel tun oder es bleiben lassen musste. Er würde mir mit seinem Wissen über das Land und die Sprache nicht nur die Kontakte ermöglichen, sondern mich auch während dieser Reise, die in mir solche Angst hervorrief, beschützen.

Er sagte sofort zu und nahm auf der Stelle die Dinge in die Hand, knüpfte die ersten Kontakte, befasste sich mit den Einzelheiten der Reise. Jetzt waren die Würfel gefallen, ich konnte nicht mehr zurück. Ebenso wenig konnte ich der Frage ausweichen, die er mir notwendig stellen musste: Was ich tun, wohin ich fahren und was ich sehen wollte. Ich hätte mir gewünscht, diese Fragen umgehen zu können. Ahnte ich denn überhaupt, worauf ich mich auf dieser Jagd nach dem grünen Diamanten einließ?

Ich wusste nichts oder fast nichts über diese Familie, die während des Krieges ausgelöscht worden war, außer dass ihre Mitglieder

merkung: »Sie als Pole« humorvoll: »Es ist wohl das erste Mal, dass mich jemand so bezeichnet, dafür musste ich erst hinaus aus Polen!« Im Land selbst wird nur ein Mensch katholischen Glaubens Pole oder Polin genannt.

aus Bochnia, Tarnów und Przemyśl kamen, galizischen Städten, die vor dem Ersten Weltkrieg Teil des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs gewesen waren. Mir waren diese Namen vom Ausfüllen amtlicher Formulare vertraut, auf denen nach der Herkunft meiner Eltern gefragt wurde, ohne dass diese Städte je für mich real geworden wären. »Ich möchte Bochnia, Tarnów und Przemyśl sehen« und, um den Bogen straff zu spannen, fügte ich hinzu, ich wolle die Archive durchforsten, um Teile meines Stammbaums wiederzufinden, falls diese Dokumente noch verfügbar wären.

So nahm ein seltsames Abenteuer Fahrt auf, dessen Ende noch nicht absehbar ist. Mehr als einmal war mir, als würden die Steine sprechen und mich ermutigen, meine unsichere Suche fortzuführen. Wie sonst kann ich mir meine Hartnäckigkeit erklären, mit der ich gleich bei der ersten Ankunft darauf bestand, ein bestimmtes Haus zu fotografieren? Es war eines von mehreren auf einer Liste, die mir mein Informant als die Besitztümer der Familie meines Urgroßvaters Hirt auswies. Am nächsten Tag entdeckte ich im Stadtarchiv, dass Mela ausgerechnet in diesem Haus geboren worden war! Und dann erfuhr ich, dass sie das Haus von ihrem Großvater geerbt hatte und immer noch dessen legale Eigentümerin war. Und so konnte ich einige Jahre später auf dem Rechtsweg selbst Eigentümerin dieses Hauses werden.

Ich wandelte also auf den Spuren meiner Mutter in jener Welt, in der sie gelebt und aus deren Trümmern sie ihr Leben neu aufgebaut hatte – ihr Leben mit mir, ihrer Tochter.



## II. Die Welt von früher

### Die Reiche des Ostens

Das 19. Jahrhundert geht zu Ende, als Mela am 29. Mai 1899 das Licht der Welt erblickt. Seit mehr als einem Jahrhundert hat Polen aufgehört, ein unabhängiger Staat zu sein. Die »Republik der Zwei Nationen«, entstanden aus der Union des Königreichs Polen und des Großherzogtums Litauen – und unter den Jagiellonen eines der mächtigsten Reiche Europas –, verschwindet nach drei Teilungen (1772, 1793 und 1795) von der Karte der europäischen Staaten, nachdem Österreich, Preußen und das russische Kaiserreich dieses riesige Territorium unter sich aufgeteilt haben. Przemysł, woher Melas mütterlicher Familienzweig stammt, gehört, ebenso wie Tarnów, die Heimatstadt der Familie ihres Vaters, zum südlichsten Teil des Landes und damit zur österreichischen Monarchie. Infolgedessen werden die Einwohner dieses ab 1772 von Österreich verwalteten alten Gebiets von Klempolen, Małopolska, das später in Galizien umbenannt wird, österreichische Staatsbürger. Erst am Ende des Ersten Weltkriegs werden sie wieder zu Polen, als am 11. November 1918 die Zweite Polnische Republik gegründet wird. Mela ist also bei ihrer Geburt Österreicherin und wird erst nach 1918 Polin.

Sofort nach ihrer Einführung verlangt die österreichische Gerichtsbarkeit das Anlegen von Personenstandsregistern, und so müssen die kirchlichen Autoritäten alle Geburten, Hochzeiten und Todesfälle aus ihren Gemeinden melden. Wie diese Ereignisse zu melden sind, ist jedoch noch nicht vorgegeben, und so werden diese Meldungen, je nach Jahr und Region, auf Deutsch oder auf Polnisch, manchmal nur bruchstückhaft und inkorrekt aufgezeichnet, was nur zeigt, wie wenig wichtig man diese Aufzeichnungen nahm. Auch wenn es daher schwierig ist, die genauen Stammbäume der Hirt und der Zins (oder Cins) allein aufgrund der Personenstands-